



WILDES FISCHEN



Der Pinzgauer Fliegenfischer
Gottlieb Eder angelt sich von
Aal bis Zander durch die Welt



edition
riedenburg



EIN HORNHECHT in der Bermuda ver-
staut statt im Fangnetz? Blutgierige
Stechmücken in der Tundra, die sogar
richtige Männer in den Wahnsinn
treiben? Eine in der Mongolei lang-
sam kultivierte Darminfektion, die drasti-
sche Mittel erfordert? Ach du dickes Ei!

Eigentlich hatte Gottlieb Eder nur den Fisch im Sinn und wie
man ihn am besten überlisten kann. Doch die vielen aben-
teuerlichen Reisen über den Oberpinzgau hinaus machen
das Zielobjekt immer wieder zum Nebendarsteller. Trotzdem
lässt der Angel-Profi auch Nicht-Fischer und Naturliebhaber
daran teilhaben, wie man mit List und Tücke
Aal, die Vielfalt der Salmoniden und Zander
an den Haken bringt. Denn eines ist klar:
Das Privileg zu fischen ist ein Geschenk!
Und der Traumfisch muss jeden Tag aufs
Neue verführt werden, egal ob in der
Heimat oder ganz weit weg.



GOTTLIEB EDER aus dem Innergebirg kennt sich mit dem
Fliegenfischen bestens aus. Schließlich macht er das schon
seit 55 Jahren. Als Aufsichtsorgan beim Bräurup in Mittersill –
dem größten privaten österreichischen Fischwasser-Revier – ist
er auch an der jungen Salzach mit offenen Augen unterwegs.
Doch Vorsicht: Ihm einen Bären aufzubinden wäre äußerst
unklug. Schließlich sind Ökologie und Schwarzfischen seine
Steckenpferde, obwohl er früher als Lehrer Naturwissenschaften
unterrichtet hat.

 edition
riedenburg
editionriedenburg.at

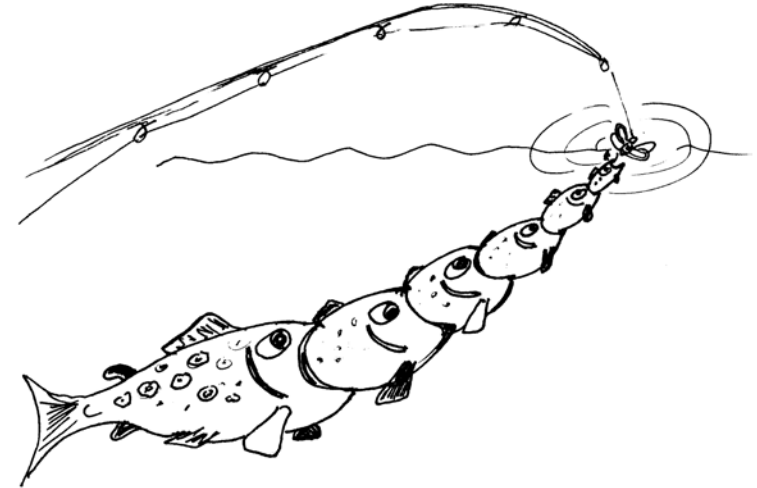


9 783903 085817

ISBN 978-3-903085-81-7

ASIATISCHE WEISHEIT

Wenn du Spaß haben willst, dann heirate.
Wenn du reich werden willst, dann arbeite.
Wenn du alt werden willst, dann gehe fischen.



Für meine Familie

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.*

Hinweis:

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr. Weder Autor noch Verlag können für eventuelle Nachteile oder Schäden, die aus den im Buch vorliegenden Informationen resultieren, eine Haftung übernehmen. Eine Haftung des Autors bzw. des Verlags und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist ebenfalls ausgeschlossen.

Markenschutz:

Dieses Buch enthält eingetragene Warenzeichen, Handelsnamen und Gebrauchsmarken. Wenn diese nicht als solche gekennzeichnet sein sollten, so gelten trotzdem die entsprechenden Bestimmungen.

1. Auflage	November 2018
© 2018	edition riedenburg
Verlagsanschrift	Anton-Hochmuth-Straße 8, 5020 Salzburg, Österreich
Internet	www.editionriedenburg.at
E-Mail	verlag@editionriedenburg.at

Autor	Gottlieb Eder, Uttendorf
Lektorat	Sabrina Schütz M.A., Pentling; Mag. Sigrun Eder, Salzburg

Bildnachweis	Cover: © Vector Tradition – Fotolia.com Zeichnungen: © Gottlieb Eder
--------------	---

Satz und Layout	edition riedenburg
Herstellung	Books on Demand GmbH, Norderstedt

ISBN 978-3-903085-81-7

Inhalt

HERINGE	Prägung	7
BACHFORELLE	Im tiefen Keller	13
PFRILLEN	Wasserbau	19
DRAHTIGES HANDWERK	Lehrzeit	25
SCHWARZREITER	Durch die Maschen	29
HORNHECHT	Dialog im Salzwasser	34
SETZLINGE	Starthilfe	40
RAINBOW	Lehrgeld	47
MEERÄSCHEN	Bekanntschaft mit dem Großbaum	53
LAMMZUNGEN	Grundnetzschweinelei	58
NAPOLEONFISCH	Ein friedliches Monster	66
POLYPEN	Korallenpracht	73
FLIEGENHUCHEN	Blamage	79
BARBEN	Der Krampf mit dem Riesenfisch	87
BÄREN	Eine haarige Angelegenheit	95
SILBERLACHS	Traum der Fliegenfischer	102
AAL	Musikalisches Nachtfischen	110
SEESAIBLING	Scharfschützen	119
LACHSFORELLE	Zwiespalt	127
TAIMEN	Pein am Polarkreis	136
LENOK	Trauerspiel	144
URFORELLE	Autochthone Linien	152
SAVA BOHINJ	Heikle Flossen	157
SPANISCHER ZANDER	Stausee Riba-Roja	161
WELS	Fliegende Wegweiser	171
FLUSSBEFAHRUNG	Nasse Manöver	177
GELBSCHWANZÄSCHEN	Mongolische Schönheiten	182
SCHABERNACK	Läuterung	188



HERINGE

Prägung

Mich haben die „Motten“ erwischt – oder die Schwindsucht, wie die Leute im Dorf erzählen. Als Nachkriegskind fehlt es mir nicht an ausgewogener Ernährung, da meine Eltern eine Landwirtschaft führen. Vielmehr haben die eingeatmeten Speicheltropfen des im elterlichen Haus lebenden Untermieters mein Abwehrsystem geknackt. Als unentdeckte Bazillenschleuder – nachträglich wurde eine offene Lungentuberkulose entdeckt – hustet und spuckt er täglich in der Wohnung und vom Balkon. Der Mann hat meine Zuneigung. Während meine Eltern ihrer Arbeit nachgehen, finde ich vergnüglichen Unterschlupf bei ihm.

Meine kindliche Abwehrkraft ist zu schwach, trotz des Misthaufens als Spielplatz. Die Lymphknoten versagen und die Erreger wandern über die Blutbahn in den Bereich des linken Sprunggelenkes. Ungehindert nisten sich die Feinde in der Randzone des Knochenmarkes ein. Sie vermehren sich wie eine Seuche. Schleichend entwickelt sich eine dramatische Situation für mein künftiges Leben. Ein Nachbarhaus wird zum Schauplatz

des Dramas. Eine gleichmäßig ansteigende Mauer trennt das tiefer liegende Gebäude von der parallel verlaufenden, holprigen Dorfstraße.

Auf dem Heimweg vom Greissler um das Eck kann ich der Versuchung nicht widerstehen. Die zunehmende Tiefe reizt mich zu Mutproben. Ein Sprung – und ein leichtes Verknöcheln unterbricht jäh den Bewegungsdrang. Stetig nehmen die Schmerzen zu, obwohl das Gelenk unverletzt bleibt. Das geschwollene Bein lässt sich auch mit den Topfenwickeln nicht beruhigen. Mit der Schwellung wachsen auch die Sorgen meiner Eltern.

Die Pflichtversicherung der Landwirte steckt kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges noch im Winterschlaf. Auch meine Altvorderen haben keinen gesetzlichen Schutz. Die Kostenfrage vereitelt den Arztbesuch. Mein Leiden und Klagen treibt schließlich meine Mutter mit mir im Schlepptau zum Dorfarzt. Der Transport erfolgt im zweckmäßigen Kinderwagen. Der Doktor ist ein ausgezeichneter Diagnostiker. Mehr als verdächtig sind dem Arzt die Symptome, und er stellt eine Überweisung in das Landeskrankenhaus in Salzburg zur Abklärung aus.

Die mit Dampf betriebene Lok bringt uns nach Zell am See. Nach dem mühevollen Umsteigen lenken mich die am Fenster vorbeihuschenden landschaftlichen Eindrücke auf meiner ersten Weltreise gehörig ab. Die Zeit vergeht wie im Flug, und am Hauptbahnhof bin ich von den Tauben ganz begeistert, zumal ich noch nie zuvor welche zu Gesicht bekommen habe.

Das Wirtschaftsgeld meiner Eltern ist karg bemessen. Die Verwendung eines Taxis oder öffentlichen Verkehrsmittels ist wahrer Luxus und gilt als Verschwendung des kargen Einkommens. Wie ein junger Koala hänge ich stattdessen am Rücken meiner Mutter. Ohne Jammern schleppt sie mich in die weitläufige Klinik.

Untersucht und gequält mit einer für meine Begriffe ungewöhnlich langen Nadel zur Entnahme von Knochenmarksproben erleide ich meinen ersten Kontakt mit den in weiße Kittel gehüllten, unbekanntem Menschen. Der Befund ist für meine Eltern niederschmetternd. Ich selbst kann die Lage und die Tragweite nicht begreifen. Die Erwachsenen wiederum hüten sich davor, mir reinen Wein einzuschenken und eine Zukunft mit fehlendem Unterschenkel in Aussicht zu stellen. Es fehlt nur mehr das Einverständnis meiner Erziehungsberechtigten. Dann wird mein krankes Gewebe vom gesunden Rest des Körpers getrennt.

Mit dem Herzen einer Löwin kämpft meine Mutter um die Erhaltung meines Beines. Auch der Hausarzt ist erschüttert. Er erweist sich als wahrer

Freund der Familie. Ein Hoffnungsschimmer tut sich auf, als er uns an einen Fachmann für Tuberkulose vermittelt. Allein am Privathonorar dieser Kapazität könnte der Rettungsversuch scheitern.

Husten und Spucken schleudert die unsichtbaren Feinde in die Raumluft. Die zähen Bazillen überleben viele Stunden lang und lauern auf geschwächte Opfer. Spezielle Fresszellen in den Lungenbläschen kümmern sich schließlich um die eingeatmeten Bakterienstämme. Die Eindringlinge werden in der Zelle quasi in Schutzhaft genommen, aber das Beseitigen der Fremdkörper gelingt ihnen nicht. Um die Feinde herum baut das eigene Immunsystem einen dichten Wall aus Abwehrzellen auf.

Der Kampf am lokalen Entzündungsherd fordert auf beiden Seiten Verluste. Die Bakterien reagieren auf die Bedrohung mit einer Veränderung ihrer Strategie: Die Vermehrung durch Teilung wird vermindert. Sie schrauben somit den Energiebedarf in Richtung Null und lauern in einer Art Schlafstellung auf die nächste Ausbruchsmöglichkeit. Die körpereigene Schutztruppe kreist die Zentren der Brandherde ein. Winzige Knötchen, die Tuberkel, sind die am Röntgenbild ersichtlichen Schlachtfelder. Die Herde sind versiegelt, und man fühlt sich frei von Schmerzen. Gelingt es dem Körper nicht, die Invasion der Gegner zu bekämpfen, dann zeigen Fieber, Müdigkeit und Appetitlosigkeit die Heftigkeit des Abwehrkampfes an. Die Erreger im Auswurf lassen sich leicht in Kulturen auf Nährbasis züchten. Feuchtigkeit und Wärme fördern die Vermehrungsraten. Eine Bestätigung für die Diagnose der Tuberkulose sind leider die wuchernden Häufchen in der Petrischale.

Die dramatische Situation und die Eigendynamik der Krankheit beschäftigen meine Eltern. Ein beinloser Nachfolger ist keine hilfreiche Arbeitskraft am Hof. Das prächtigste Rindvieh im Stall wird daher dem bestbietenden Tierhändler verkauft. Mit dem Erlös können das Honorar des Fachmannes und die weiteren Behandlungskosten zum Großteil gedeckt werden. Mit Geschrei wehre ich mich vor jeder Behandlungsfahrt in die Landeshauptstadt Salzburg. Allein süße Versprechungen locken mich aus dem schützenden Haus. Die Pein mit der bedrohlichen Nadel, die vielen Stiche und die vielen Menschen sind zu viel für meine Auffassungsgabe. Über drei Tage lang währt in der Regel der Albtraum. Die Gipshülle schwebt nach einmonatiger Tragzeit im fingerbreiten Abstand von der rasch abbauenden Muskulatur. Der Zwischenraum erleichtert das Einführen langer Stiele bewährter Kochlöffel, um den Juckreiz absterbender Hautschuppen zu bekämpfen.

Nach vier Wochen ist die Kalkmumie um das Bein mehr als sanierungsbedürftig. Sie wird ein Jahr lang monatlich erneuert. Danach darf ich den Luxus eines Bades genießen. Dehnungs- und Strecktherapien gleichen teilweise den Wachstumsunterschied aus. Der Zwiespalt zwischen Beschützerrolle und nützlicher Arzthilfe bricht meiner Mutter schier das Herz. Die Ablenkungsversuche des Personals verändern sich bei jedem Klinikaufenthalt aufs Neue.

So nebenbei wird ein Luftkurort in der Steiermark empfohlen, der sich auf die Behandlung von Tuberkulosepatienten spezialisiert hat. Der Tagessatz erschlägt wie ein Hammer abrupt jede Spekulation. Meine Familie plant, organisiert und baut mir stattdessen ein Umfeld auf, das dem Service eines Kuraufenthaltes ebenbürtig ist. Außerdem fällt das Leid mit dem Heimweh flach und beschleunigt den Prozess der Heilung.

Die Verlegung des Ruheraumes in eine Stube des Erdgeschoßes ist der Anfang. Kreative Geräte zum Hochlagern des betroffenen Beines baut mir mein Vater in der eigenen Werkstatt. Eine nicht versiegende Flut von Mal- und Bilderbüchern verkürzt mir die eintönigen Tage des noch fernsehslosen Jahrzehntes. Der Erwerb der Lesefähigkeit steht als Zeitvertreib hoch im Kurs. Die Fortschritte, durch Lob der Erwachsenen verstärkt, beflügeln meinen Eifer. Neben dem Bett türmen sich schachtelweise schlaue Spiele. Der Hinweis, dass Meerschweinchen die Bakterien als nagende Bodyguards aufnehmen und bei Infektion ihre Beine strecken, bringt mir einen Kleintierpark als Spielgefährten. Zwerghasen erweitern allmählich den Streichelzoo. Mit jedem Wurf wächst das Freilaufgehege. Dass die Kopfzahl der erwachsenen Hasen nur wenig schwankt, nehme ich ohne Misstrauen zur Kenntnis. Vorzüglich schmeckt mir das gebratene „Hühnerfleisch“. Die Kleintierschau – auch Wellensittiche fliegen von Katzen verfolgt durch den Raum – lockt meine jugendlichen Besucher an. Die Werbung weckt Bedürfnisse, und in relativ kurzer Zeit ist das halbe Dorf mit Jungtieren aus meiner Zucht versorgt. Blühende Tauschgeschäfte werden im Liegen per Handschlag abgeschlossen. Die vielen bunten Tabletten schlucke ich brav wie Zuckerl. Die verstärkte Kalkbildung soll die gemeinen Bakterien durch Einbetonieren unschädlich machen. Andere Medikamente wiederum fördern unablässig den Appetit. Einer Raupe gleich stopfe ich mir wohlsortiert auserlesene Speisen in den Mund. Die Besorgung der Naturalien, Schleckereien und exotischen Früchte hält meine Familie und die Verwandtschaft auf Trab.

Das zur Sonne orientierte Haus mit leicht verschobener Nord-Süd-Achse und dezenten Putzfaschen an der Fassade grenzt unmittelbar an die mit Schlaglöchern übersäte Dorfstraße. Das Stallgebäude auf der Nordseite ist mit dem Wohntrakt verwachsen. Der direkte Zugang zu den Tieren wird besonders bei Schlechtwetter und im Winter geschätzt. Die kurzen Wege für die Ausbreitung des scharfen Geruches, den Besuch der Schmeißfliegen und den Quartierwechsel der Haus- bzw. Stallmäuse sind von Vorteil. Vor der Haustüre wachsen Schatten spendende Obstbäume, die im Wechsel der Jahreszeiten Augen und Gaumen erfreuen. Gegenüber dem Gartentor mit automatischer Schließfunktion dank dem am Seil hängenden schweren Stein befindet sich der Eingang zur Waschküche. Eine gemauerte Feuerstelle mit einem wuchtigen Kupferkessel am schwenkbaren Hebelarm sind die dominierenden Elemente des Raumes. Durch den beizenden Rauch und die unvermeidlichen Rußteilchen ist die angrenzende Selche rabenschwarz. Die „Wasser“ - jeder Hof besitzt eine eigene Viehtränke - liegt an der Außenwand der Waschhütte. Unmittelbar dahinter gurgelt der unverbaute Dorfbach vorbei. Ungestört vom Verkehr genießen die Rindviecher den begrenzten Auslauf zum Brunnentrog. Das Klappern der Hufeisen, das Rumpeln der bocksteifen Wagenräder und die Befehle der Rossknechte sind die Geräuschkulisse der traktorlosen Dorfmobilität. Das Wegenetz ist unser ungefährlicher Spielplatz.

Wie ein Urlauber liege ich in der Nähe des ungezähmten Baches im Liegestuhl. Ein wahrer Energieplatz und aus taktischen Gründen der Überwachung heraus zusätzlich günstig ausgewählt. Rohes Gemüse aus dem von Nacktschnecken noch freien Garten ist reichhaltig an Ergosterin. Wie ein Mastschwein werde ich als Zwangsvegetarier mit dem Grünzeug gefüttert. Meine häuslichen Krankenpfleger setzen mich immensen Belichtungseinheiten aus, damit sich in meiner Haut Vitamin D über Vorstufen bildet. Von der Ankurbelung des Kalzium- und Phosphatstoffwechsels erhoffen sich die Fachleute eine Gesundung des Knochenbaues. Der untaugliche Liegegips schränkt meinen Bewegungsdrang ein. Damit ich nicht trotz des Gipsbeins abenteuerlustig das Umfeld erforsche und über die steile Böschung stürze, bin ich mit einer lockeren Fessel wie ein Kettenhund an die Liege gebunden. Rufe genügen, um bei Druck auf den Darm oder beim Wunsch nach Verpflegungsnachschub meine Oma aus Garten, Haus oder Hof in Eile anzulocken. Sie kümmert sich um nie versiegende Köstlichkeiten.

Jeder gaukelnde „Krautscheißer“, so bezeichnet meine Großmutter die Schmetterlinge der Kohlweißlingfamilie, lenkt mich von der öden Langeweile ab. Die Beobachtung der sich ständig verändernden Wolkenformationen ist mir ein beliebter Zeitvertreib. Um dem Trübsinn ein Schnippchen zu schlagen, baut mir mein Herr Papa aus dem Holz der Haselnuss eine meterlange Fischerstange. Stundenlang hängt die Schnur mit einem echten Haken über der Böschungskante in das Wasser des Dorfbaches. Ich spüre den Druck der Strömung und genieße die Abwechslung als wohl jüngster Schwarzfischer im Dorf.

Unvergessen hat sich das Erlebnis und die Aufregung um meinen ersten Fisch in mein Gedächtnis gegraben. Glasklar rinnt das Wasser, aber ich fische ohne Blickkontakt quasi im Trüben. Dennoch begreife ich das Rucken und Zupfen am Ende der handgemachten Stange. Überrascht von dem sonderbaren Verhalten reiße ich ahnungslos im Schrecken die Schnur mit Schwung aus dem Bach. Pfeilschnell fliegt tatsächlich ein kleiner Fisch an meinem Liegeplatz vorbei. Beinahe wäre er im Geäst der Stauden gelandet. Das feinschuppige Tier ist bewundernswert. Wie die Zeichnung eines Zebras wechselt sich die helle Bauchseite mit dem dunklen Strich am Rücken. Nach Zwiebeln dünkt mir der Geruch des ersten Fanges. In meinem Gefühlsüberschwang übersehe ich das Fehlen des Kopfes. Der Schlitz am Bauch fällt mir überhaupt nicht auf. Mein Triumphgeheul lockt überraschend schnell meinen Vater herbei, der zufällig um die Waschküche biegt. Meine Freude ist überschäumend. Sein listig verteiltes Lob spornt zur Ausdauer an. Immer wieder erwische ich diese Spezies der heimischen Bachbewohner.

Erst viel später erfahre ich, dass mein Vater – gut getarnt im Bachbett – sich bis zu meiner treibenden Schnur geschlichen und den Haken mit einem ausgenommenen Hering aus dem Glas beködert hat. Diese erfolgreiche Lustfischerei ist eine keimende Saat. Sie prägt meine künftige Liebe zum Wasser und seinen artenreichen Geschöpfen.



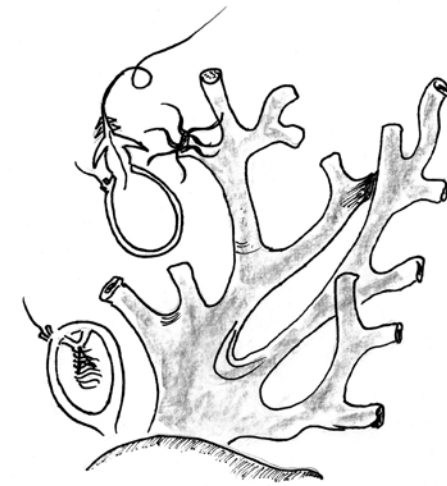
BACHFORELLE

Im tiefen Keller

Viel Bewegung an frischer Luft, sportliche Betätigung und kulinarische Verwöhnung lassen allmählich den Schock der Knochentuberkulose in frühester Kindheit verblassen. Ich genieße jugendliche Narrenfreiheit. Wie Ungeziefer hält man einseitige Arbeitsaufträge von mir fern. Die Vielseitigkeit meiner Freizeitgestaltung soll den Entwicklungsrückstand des betroffenen Beines ausgleichen. Schwimmen wie ein Fisch, Klettern wie ein Affe und abenteuerliche Mutproben stärken die Muskulatur.

Mein Vater bringt mir das Handfischen nach Forellen bei. Während des Krieges hatte er Gelegenheit, seine Technik zu verfeinern. Ich betrachte den an das Grundstück angrenzenden Dorfbach als mein Revier. Der Eingriff in das fremde Fischereirecht bekümmert mich nicht. Magisch lockt das Wasser, und die vielen Schatten im seichten Übergang zum nächsten Gumpen kurbeln den Jagdinstinkt an. Das Gefälle bis zur Einmündung in die Salzach wird von kleinen, terrassenartig angelegten Naturstufen überbrückt. Keine künstliche Verbauung hindert die Fische an ihrem Wandertrieb.

Mein Fisch steigt gemächlich aus der Tiefe und nähert sich dem Kiel. Angeblich ist er das Maskottchen des ungewöhnlichen Riffpilzes und erwartet sich von seinem Besuch eine Delikatesse. Mindestens ein rohes Ei. Der Fischer holt aus der Kombüse zwei Eier, stülpt sich noch im Gehen die Taucherbrille über den Kopf und hastet über die Sprossen der Leiter in die Tiefe. Wir stellen beeindruckt fest, dass „Napoleon“ mit seinem Gardemaß bei weitem die Länge des Tauchers übertrifft. Unglaublich nahe schiebt sich das Tier an den Leckerbissen in der gestreckten Hand des Mannes heran. Nur kurz schwebt das rohe Ei im Wasser und wird durch den Sog der geschürzten Schmachtlippe blitzschnell in den Mund gerissen. Wenige Flossenschläge später öffnet sich der Lippenwulst, und mit einem Schwall prustet der Fisch die zerdrückten Schalen wieder aus. Der friedliche Riese spielt in Erwartung weiterer Leckerbissen die Begleitagentur des Lieferanten. Er bedrängt den auftauchenden Mann noch beim Verlassen des Wassers. Wir fürchten um seine Beine.



POLYPEN

Korallenpracht

Die weichen Hautschichten der Polypen mit ihren Tentakeln sind durch die harten Panzer geschützt. Eingelagert in die Fangarme ist die Nesselwaffe. Die Tiere scheiden Kalk aus und bauen sich ihre eigene Burg. Wir tragen als Stütze unseres Bewegungsapparates im Inneren das Skelett. Für die Hohltiere ist es von strategischem Vorteil, ihren Schutz nach außen hin zu verlagern. Außerdem ist es einfacher, mit dem Nachbarn innig zu verwachsen und gemeinsam das Gerüst zu errichten. Bei Bedrohung ziehen sich die Tiere blitzschnell in ihre stabilen Röhren zurück.

Die Hohltiere erzeugen ihre Nesselkapseln in unglaublichen Mengen. Diese wirkungsvolle Form der abwehrenden Fangorgane werde ich mein Leben lang nie mehr vergessen. Der schlauchförmige Polyp ist mit seiner Fußscheibe fest mit der Unterlage verwachsen. Er liebt es, in Gesellschaft, in der Kolonie, zu wachsen. Am gegenüberliegenden Pol öffnet sich die Mundscheibe mit dem Tentakelkranz. Festgewachsen bilden die Tiere einen mächtigen Teil des Riffs und ihre Verwandten, die Quallen, driften

vorwiegend mit der Strömung durch die Weltmeere. Die gallertartige Masse der Medusen steht im hohen Kontrast zur Kalkbildung vieler Polypenarten und ist wiederum ein Beweisstück für den Einfallsreichtum der Evolution. Hochsensible Waffen zur Betäubung der Nahrung sind die Nesselzellen. In den eiförmigen Bläschen steckt ein effizientes System für Angriff und Verteidigung. Berührt die Beute oder ein Feind den Außenfühler, eine Art von geißelförmiger Sinnesborste, dann löst der Kontakt in Bruchteilen von Sekunden eine Kette von Reaktionen aus. Ein Deckel klappt wie eine Falltür auf. Der spiralförmig verpackte Nesselschlauch entspannt sich und bohrt sich in den Verursacher. Unterschiedliche Ausführungen wie Stacheln, Spitzen mit Widerhaken oder gar winzige Stilette verschärfen den Wirkungsgrad der Schleuder. Klebrige Substanzen erleichtern das Andocken. Arteriogene Eiweißverbindungen wirken für den Gegner tödlich.

Die schrecklichen Bilder von Unfällen im Straßenverkehr bestätigen leider die Gesetze der Physik. Nicht die Masse ist in erster Linie für das Ausmaß der Katastrophe zuständig, sondern die Geschwindigkeit. Sie fließt mit dem Quadrat in die Berechnung der Wucht ein. Die Natur nützt das Prinzip der Beschleunigung schon seit Milliarden von Jahren. Schlagartig fetzt mit hohem Tempo die Waffe am Nesselfaden durch die schützende Haut des Betroffenen. In das geschlagene Loch des Beutetieres erfolgt die Infusion des lähmenden Giftes. Abgeschossene Pfeile müssen ersetzt werden. Die entladene Nesselzelle zersetzt sich. Der oberflächlich als primitiv eingestufte Tierstamm rüstet sich rasch mit Ersatz. Flächigen Entladungen ihrer Batterien, weil unwirtschaftlich, beugen die Tiere vor, indem sie auf Schwingungen oder chemische Signale des Opfers reagieren. Wehrt sich die Beute, ist das Opfer zu groß, dann reagiert der Polyp nach Bedarf mit weiteren Salven.

Feuerquallen, Feuerkorallen, Rotfeuerfisch oder Großer Roter Drachenkopf sind mir aufgrund der Namensgebung bereits Alarmsignale genug. Meine Vorstellungen und Erwartungen von der Artenvielfalt im Roten Meer werden weit übertroffen. Der Reichtum der riffbildenden Korallen und ihrer Bewohner erzeugt pure Begeisterung. Ich halte wegen der Warnung der alten Taucherhasen einen Respektabstand von dem Stamm der wehrhaften Nesseltiere. Es liegt mir nicht, großflächige Zielscheibe ihrer Nesselbatterien zu sein. Oft führen die infizierten Wunden in der Haut zu lebenslangen Andenken in Form von Narben oder das Gift in den umgebildeten Flossen bringen dich in den Grenzbereich zwischen Leben und Tod.

Der Formenreichtum der Korallen reicht von Platten über Oberflächen wie Hirnwindungen bis hin zu filigranen, zerbrechlichen Gewächsen. Andere erinnern an die Geweihe der Rentiere. Oft gleicht die Wuchsform ihres harten Mantels einem versteinerten Fächer. Bizarre Verzweigungen und Muster täuschen gar Ziergemüse unter Wasser vor. Peitschenartige Auswüchse ragen wie Fühler in den Raum und fangen sich das Plankton. Jede Kolonie entwickelt sich aus treibenden Larven. Die wuchernde Lebenskraft überzieht gar die Kanonen versunkener Kriegsschiffe.

Aufgelöst mit der Umgebung verschwindet der gefährliche Drachenkopf oder Steinfisch. Übergangslos sind die Konturen, nur der mich verfolgende Augapfel verrät den getarnten Fisch. Mit dem Kalk verwachsen, stecken kleine Ausgaben von Mördermuscheln im Boden. Es genügt der Schatten der Hand, um den gewellten, ineinandergreifenden Schalenrand verblüffend rasch zu schließen. Wehe, ein Unvorsichtiger tappt oder greift gar in so eine kraftvoll schließende Presse. Hauslose Schnecken geistern wie Fabelwesen durch die Traumwelt. Putzergarnelen warten auf ihre Kundschaft. Feuerfische mit zerfransten Flossen in Rot oder gestreift wie Zebras stehen giftig mit kaum merklichem Fächerschlag am Riff. Meine vorsichtige Annäherung mit dem durch Neopren geschützten Zeigefinger empfinden die Tiere als Belästigung. Ich habe das Gefühl, dass sich die Fische der Störung widersetzen und ihre Position zum Feind hin verlagern. Bunte Vertreter der Lippfische und Schwärme glitzernder Körper füllen das Umfeld im Übermaß. Ich fühle mich wie eine vom Met berauschte Biene, die über den Blument Teppich schwirrt. In zunehmender Tiefe lauern hungrige Riffhaie auf ihre Beute.

Bewusst hüte ich mich vor jeder unvorsichtigen Berührung von Korallen-Gewächsen. Ich fürchte die Roten wie die Pest und respektiere ihre Waffen. Der Mangel eines Bleigurtes bedingt, dass beim Erforschen von Schlupflöchern in tieferen Etagen das vorsichtige Anhalten an den abfallenden Wänden notwendig ist, um dem Auftrieb ein Schnippchen zu schlagen. Ein kleiner Korallenstock, leicht verzweigt, ähnlich einer Rentierflechte, leuchtet mir in ockergelber Farbgebung harmlos entgegen. An den Mundlöchern der kleinen Röhrchen sehe ich keine Tentakel nach Nahrung im Wasser fuchteln. Abgestorben starrt das Kalkgerüst. Winzige Löcher überziehen das Gerüst. Nur ein kleines fingerlanges Stückchen für die Sammlung wünsche ich mir. Ein geringer Eingriff im Vergleich zu den verursachten Schäden durch die gesetzten Anker.

Mein bescheidenes Belegstück soll mir bei Betrachtung ein Leben lang die prächtigen Bilder aus dem Gedächtnis zaubern. Außerdem bedarf die Lehrmittelsammlung ohnehin einer kostenneutralen Aufwertung. Mit geringem Hebeldruck knacke ich das Stück aus dem Stock und verwahre es als Faustpfand. Inmitten von glitzernden Schwärmen fühle ich mich als Lungenatmer wie ein außerirdisches Wesen. Ich wünsche mir keine Sauerstoffflasche auf dem Rücken mit dem Blubbern der ausgeatmeten Luft, sondern schlichte Kiemen. Damit ich nicht durch die Macht der Gewohnheit unabsichtlich die Hand zum Steuern öffne und das zierliche Röhrenwerk der Expolypen in die Tiefe torkelt, packe ich die Kolonie in meine Badehose, in ein netzartiges Innentäschchen. Meine Halswirbel können keinen Rost ansetzen. Unablässig drehe ich meinen Kopf von einer Seite zur anderen, um die geheimnisvolle Welt wie eine Panoramakamera zu erfassen. Unmerklich zieht mich eine sanfte Strömung über den pulsierenden Lebensraum. Entspannt abgewinkelt, schweben meine Arme in Nähe der Badehose. Die Schwimmlage stabilisiere ich durch leichten Flossenschlag aus dem Unterschenkel heraus. Zur Orientierung strecke ich meinen Hals und richte den Blick in die Übergangszone zum tiefen Wasser. Barrakudas. Ein grimmiger Trupp von Räubern starrt mich unheilvoll an. Im engen Verband versperren sie mir den Weg.

Ein Adrenalinschub sorgt für einen Schweißausbruch im Salzwasser. Sie ahnen meine Unsicherheit und riechen die Angst. Zur Flucht im Kraulstil rät die überschwappende Panik. Uneinig sind das Bauchgefühl und der Verstand. Lähmend wirkt der Schock. Bewegungslos drifte ich auf die tiefen Maulspalten zu. Vielleicht haben mich die eleganten Jäger des Meeres schon eine geraume Strecke als sattmachende Beute verfolgt. Sie warten nur mehr auf ein Signal zum Angriff. Der Schwarmführer hat möglicherweise bereits erfolgreiche Attacken auf Menschen ausgeführt und reißt als Wiederholungstäter seine Blutsbrüder mit. Meine Reste, falls überhaupt entdeckt, dichten die Pseudoexperten den Haifischen an die Zähne und die üble Meute der Barrakudas erfreut sich wie die menschenfressenden Tiger in Indien an der schmackhaften Erweiterung ihres Nahrungsspektrums. Steif wie Holzscheite stehen die getigerten Fische im Wasser.

Im letzten Viertel wächst die dreieckige Rückenflosse aus dem Körper und stabilisiert die pfeilschnellen Torpedos. Räumlich versetzt, starren mich viele Augen an und registrieren mein Verhalten. Unberechenbar und falsch erscheint mir der Charakter der Großaugen. Das Anstarren der Augentiere

empfinde ich als ein Mustern auf Ergiebigkeit des Happens. Immer wieder reißen die Tiere abwechselnd ihre Kiefer auf. Sie zeigen mir ihr tödliches Gebiss. Leiden sie unter dem Mangel des Sauerstoffes im Oberflächenwasser, dehnen sie bereits vorbeugend ihre Kiefer vor der Attacke oder sind sie satt und faul, das wage ich nicht zu beurteilen. Verdammst unangenehm ist mir die Situation. Ich wage es nicht, den mehr als einen Meter langen Fischen den Rücken zu kehren. Nicht verleugnen lässt sich ihre Ähnlichkeit mit unseren heimischen Süßwasserhechten.

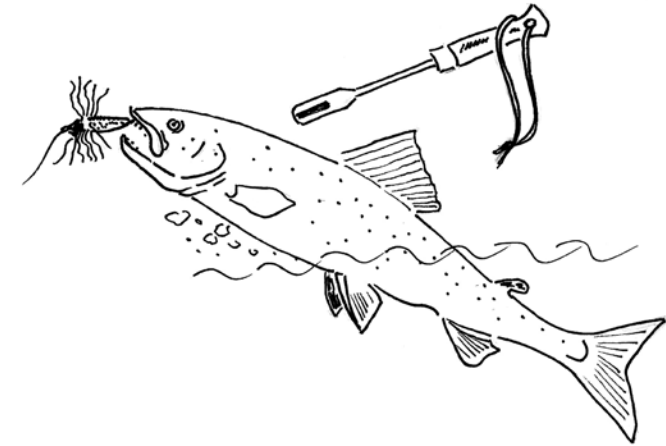
Barrakudas lauern gerne an Riffkanten. Sie schnappen sich durch blitzschnelles Vorstoßen unvorsichtige, verletzte oder altersschwache Fische. Nach dem Angriff ziehen sich die Jäger wieder auf ihre Lauerstellung zurück. Für das menschliche Auge sind die gebänderten Flanken ziemlich auffällig, für die Palette der Beutetiere scheint das Schuppenmuster hingegen den Körper aufzulösen. Mit Bedacht und sanften Bewegungen strebe ich einen gesünderen Abstand an. Wie beim Synchronschwimmen drehen sich ihre Körper und blockieren meinen Kurs. Angriff ist die beste Verteidigung. Soll ich der Übermacht entgegenschwimmen und ihr Verhaltensmuster auf den Kopf stellen? Meine Idee kann den Reflex zur Flucht auslösen, aber auch ihre Angriffslust schüren. Ist meine Entscheidung falsch, dann graben sich viele scharfe Dolche, groß wie die Reißzähne von Wölfen, in mein Fleisch. Das Blut fördert die Raserei und im Nu haben mich die Hyänen des Meeres aufgearbeitet. Noch während sich meine Gedanken um Fressen und Gefressenwerden drehen, setzen sich wie auf ein geheimes Zeichen die Vertreter der obersten Nahrungspyramide in Bewegung. Der Abstand wächst erfreulich. Mit geschlossenem Mund atme ich auf. Zunehmend unscharf wird die Räuberbande und löst sich allmählich wie ein Spuk im Nebel auf.

Für die Verarbeitung des ungewöhnlichen Erlebnisses brauche ich Zeit, und erst allmählich gelingt es mir, meine weitere Aufmerksamkeit der Lebensgemeinschaft Riff zu widmen. Die Farbenpracht und die Vielfalt rufen keine Sättigung hervor, bis ein jäher stechender Schmerz mein Glied durchzuckt. Im Reflex reißt es mir die Faust zum Penis. Ein einziger Gedanke quält mich und zwar: „Ein hinterhältiger Barrakuda hat mir meine Männlichkeit abgebissen. Fortan werde ich als Eunuch die erzwungene Enthaltbarkeit bedauern!“ Der Griff an den Hodensack und die haptische Untersuchung beseitigen rasch die Befürchtung. Erfreulich ist der ertastete Befund, aber meine erogene Zone leidet unter feurigen Symptomen.

Neuerlich wechselt das Korallenstück aus dem Schambereich in die geschützte Hand. Aus dem Wasser auf das Land treibt eiligst mich die Qual. Die Untersuchung der Genitalien, ohne Zeugen versteht sich, hat Vorrang. Eine große Fläche ist durch die heftige Entzündung schrecklich gerötet. Die Schwellung des Gliedes reißt mir beinahe die Vorhaut ein. Ich könnte mich kratzen wie ein verlauster Affe, der Juckreiz ist unbeschreiblich.

Das Korallenstück, irrtümlich als abgestorben eingestuft, hat mit ein paar Restpolypen mein Geschlecht unfreiwillig zur unangenehmen Pracht anschwellen lassen. Es gibt keine medizinische Versorgung. Das Urinieren ist eine Folter. Bei der Befragung der wenigen Experten um Behandlungsvorschläge verlege ich aus Diskretionsgründen den Brandherd einfach auf weniger delikate Hautstellen. Keiner hat in seiner Reiseapotheke Vorsorge getroffen. Nur die Zahnpasta bleibt als mildes Desinfektionsmittel. Heißes Teewasser zum Abtöten des Nesselgiftes ist mir wegen der Verbrennungsgefahr nicht geheuer. Auch das Baden im feinen Negevsand und das anschließende Abschaben mit dem Rücken des Tauchermessers oder den steifen Kreditkarten scheinen mir an dieser Stelle zu riskant. Die intime Pflege meines Unterleibes zieht sich beinahe über eine Woche, bevor ich einer Entwarnung zustimme.

Nach der Besteigung des Mosesberges kehrt unsere Truppe noch in dem abgelegenen Katharinenkloster ein, um frisches Wasser aus der Zisterne zu kurbeln. Vor einer Ikone in Gedanken versunken, erflehe ich mir, in stiller Andacht und Reue, gänzliche Heilung und das Ausbleiben von Folgeschäden.



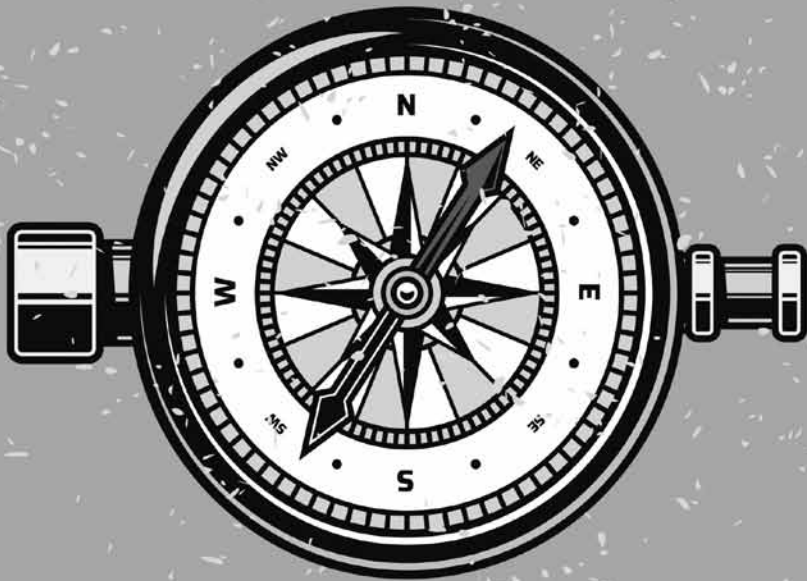
FLIEGENHUCHEN

Blamage

Als gelernter Tormann wage ich mich beim Kräfteressen zwischen einer Schülerauswahl und dem Lehrerkollegium zu weit aus meinem Gehäuse. Prompt werde ich von einem Stürmer unabsichtlich gelegt. Das Luftduell nach der Flanke gewinne ich, dafür steigt mir der potente Kerl nach der Landung so unglücklich auf die Ferse, dass ein kleiner Knochenteil samt Sehnenansatz reißt. Schmerz und Frust gesellen sich zum ungläubigen Stauen, denn die Schwellung wächst vergleichbar einem aufgehenden Brotteig. Ohne Betreuerkontakt schlepe ich mich humpelnd zum angrenzenden Badesee. Das Kühlwasser lindert den Schock. Besorgte Mienen der Freunde sowie Ratschläge erfahrener Kicker bezüglich Auswahl der umliegenden Krankenhäuser verkürzen die Zeit bis zum Eintreffen der Rettung.

Aufgrund meiner Knochentuberkulose in meiner frühen Jugend ist es viel zu riskant, im Zuge einer Operation die Teilfraktur des Knöchels mit Schrauben zu fixieren. Die beratenden Ärzte in Schwarzach wagen es nicht, den im Kalk schlummernden Bazillus zu stören. Nach der größten

WILDES REISEN



Der Pinzgauer Weltenbummler
Gottlieb Eder reist in die Mongolei

e
dition
riedenburg

Und weiter geht's!

Mongolei! Reiseprospekte und Internet-Recherchen versprachen unglaubliche Eindrücke in den endlosen Weiten der zentralasiatischen Steppe. Doch die Realität sieht anders aus: Das Hotel ist verwahrlost, und die stille Idylle der Jurtensiedlung außerhalb des Speckgürtels von Ulan Bator wird von penetrant stinkenden Plumpsklos ohne fließend Wasser geprägt.

Auf den Kulturschock im Moloch der Hauptstadt folgt das ersehnte Naturerlebnis, denn Gottlieb Eder macht sich gemeinsam mit seinen Reisegefährten auf den Weg Richtung sibirische Grenze. Rentiernomaden und unbegradigte Flüsse sind das Ziel für den passionierten Fliegenfischer. Dann jedoch geht es rasant bergab. Und zwar nicht nur im Landcruiser, sondern auch mit seinen Eingeweiden. Bis Gottlieb Eder eines Tages mutterseelenallein durch die Landschaft irrt und seine Körperfunktionen kaum noch aufrechterhalten kann.

Ab sofort im (Internet-)Buchhandel erhältlich



